

Der amerikanische Theaterregisseur fühlte sich einsam – bis er an die Universität ging

Herr Wilson, Sie sind Theaterdirektor, Choreograf, Lichtdesigner und Videokünstler – wie viele Leben haben Sie?

Meine Mutter hat immer gesagt: »Ich weiß nicht, was er genau macht, aber er hat sehr viele Projekte.« Mein Vater sagte: »Junge, du machst zu viele Dinge zur gleichen Zeit, das wird nie funktionieren. Mach lieber eine Sache und die richtig.« Ich antwortete ihm dann: »Papa, so ist eben mein Gehirn, es arbeitet an vielen Dingen parallel.«

Wie sind Sie aufgewachsen?

In einer sehr konservativen, politisch rechts ausgerichteten, religiösen Umgebung in Texas. Da konntest du nicht mal mit einem Schwarzen die Straße runterlaufen. Ich wusste schon sehr früh, dass ich in so einer Welt auf keinen Fall bleiben wollte. Nach der Schule ging ich nach Hause und verschloss meine Zimmertür, ich wollte niemanden sehen. Mein engster Freund war ein Schwarzer, der für meinen Vater arbeitete, er war der Einzige, mit dem ich offen sprechen konnte.

Wann endete dieses Gefühl von Einsamkeit?

Alles änderte sich, als ich mein Studium an der University of Texas begann. Das war ein Wendepunkt in meinem Leben: Plötzlich traf ich Menschen aus unterschiedlichen Ländern, mit unterschiedlichen Religionen, das war sehr befreiend. Später habe ich dann begonnen, in New York am Theater zu arbeiten.

Sie wollten ein ganz anderes Leben als Ihre Eltern. Wie haben die reagiert?

Für meinen Vater war es ein Schock, einen schwulen Sohn zu haben, der für das Theater arbeitet, das galt als ein Ort der Sünde. Später habe ich einen schwarzen Jungen adoptiert, habe mit Obdachlosen zusammengearbeitet, mit Schwarzen, mit Laien, mit Menschen, die kaum Bildung hatten, genauso wie mit Hochgebildeten. Die Mischung von Menschen hat mich immer interessiert. Viele Jahre später habe ich ein Kulturzentrum auf Long Island gegründet, um Menschen aus aller Welt zusammenzubringen. Im vergangenen Sommer hatten wir dort 28 Nationen zu Gast.



Robert Wilson, 77, wurde in Waco, Texas, geboren und gilt als einer der wichtigsten Theatermacher der Gegenwart. Am 13. April hat seine Inszenierung von Verdis Oper »Otello« bei den Osterfestspielen in Baden-Baden Premiere, Zubin Mehta dirigiert die Berliner Philharmoniker

Sie haben eben erzählt, dass Sie einen Jungen adoptiert haben – wie kam es dazu?

Ich war in New Jersey auf der Straße unterwegs, als ich sah, wie ein Polizist einen schwarzen Jungen schlagen wollte. Raymond war damals elf Jahre alt, gehörlos, man hielt ihn für geistig zurückgeblieben. Er klangte und sollte in ein Heim für Schwererziehbare kommen. Um das zu verhindern, entschloss ich mich, seine Vormundschaft zu übernehmen. Ich sagte dem Richter: Wenn Sie mir diesen Jungen nicht geben, dann wird es für den Staat New Jersey sehr teuer werden, ihn einzusperren. Raymond blieb bei mir, bis er 15 war. Er ging auf eine Schule für Gehörlose, machte dort einen Abschluss und dann eine Ausbildung. Heute hat er einen Job, eine Freundin und fährt Auto.

Wenn Sie auf Ihre Karriere zurückblicken, welche Momente waren besonders schwierig?

Der Tod meines Vaters. Ich hatte nicht erwartet, dass es Jahre dauern würde, das zu verarbeiten, weil wir beide uns nicht besonders nah waren. Ganz am Ende konnten wir uns tolerieren, aber es war für ihn sehr schwierig. Er hat nur zwei Inszenierungen von mir gesehen, und als ich ihn anschließend fragte, wie er es fand, sagte er: »Junge, das ist nicht nur krank, es ist abnormal.« Wir waren einfach völlig unterschiedlich.

Sie lebten auf verschiedenen Planeten.

Ja. Die zweite Produktion, die mein Vater gesehen hat, war *Einstein on the Beach*, eine Oper von Philip Glass und mir. Die Inszenierung war auf der ganzen Welt gelaufen, und ich wollte sie an der Metropolitan Opera in New York zeigen. Man erlaubte mir, das Haus zu mieten, für 90.000 Dollar den Abend. Die Aufführung dauerte fünf Stunden, und ich musste meinen Vater überreden, zur Premiere zu kommen. Nachher sagte er: »Du musst ja einen Haufen Geld verdienen«, und ich sagte: »Nein, Papa, ich produziere das selbst und habe eine Viertelmillion Dollar Schulden.« Er antwortete: »Ich hätte nicht gedacht, dass du smart genug bist, um eine Viertelmillion Dollar zu verlieren.« Das war das Netteste, was er je zu mir gesagt hat.

Wie haben Sie seinen Tod erlebt?

Ich arbeitete gerade an einer Performance in Köln. Am Premierentag gab es eine große technische Panne im Schauspielhaus, die Beleuchtung funktionierte nicht. Zugleich bekam ich Anrufe aus Texas, dass mein Vater im Sterben liege und ich sofort nach Hause fliegen solle. Wir waren schon um Stunden im Verzug, also rief ich ihn an und sagte ihm: »Papa, ich bin in Köln und möchte unbedingt mit dir reden, aber wir stehen unmittelbar vor der Aufführung, und ich melde mich direkt danach.« Und er sagte: »Wenn ihr zwei Stunden Verspätung habt, wieso rufst du mich dann an, verdammt noch mal?« Und legte auf. Als ich nach der Aufführung anrief, war er gerade gestorben. Das habe ich immer noch nicht verarbeitet.

Das Gespräch führte Louis Lewitan

Im nächsten Heft: Wo besonders viele Feldhasen leben, weiß die Deutschlandkarte.

Und auf den Spieleseiten wird unser Kreuzworträtsel »Um die Ecke gedacht« zum großen Osterpreisrätsel